

# „DU WEISST, WAS ICH MEINE!“

## ZUR KONSTRUKTION SOZIALER SICHERHEIT IM ANLIEGENBUCH

Gabriele PONISCH

Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, Universität Graz  
Attemsgasse 25, A-8010 Graz, Österreich

**Abstract:** *“You Know What I Mean!” Constructing Social Security by Writing in Pilgrim-books* – The article deals with various therapeutic aspects of writing down one’s requests and problems in a so called pilgrim book. With help of text passages people’s strategies and different scopes are illustrated. Simple formulas e.g. established within the religious context can help to bridge speechlessness and silence, the falling back on traditionally proven forms and behaviours may create a certain feeling of security. Certain tendencies of “using” religion become apparent: religion has to place categories at people’s disposal to compensate experiences of contingency connected with pressing problems, personal crises and social border experiences. The “benefits” of the religious system are in demand above all in the case of individual crises, where the social mechanisms of contingency absorption do not work any more or do not work enough. The article focuses also on the specific communication with God, Jesus or Mary: as they “know” what people mean, there is no risk to be misunderstood. The pilgrim book figures as mirror of longings, deficits, doubts and fantasies in recent societies.

**Keywords:** pilgrimage, pilgrimage book, compensation, rituals, communication

*Bitte liebe Gottesmutter gib mir die Kraft und nimm mir meine inneren Ängste. Sei auf meinem weiteren Lebensweg unter anderem auch Du meine Lehrerin zur Persönlichkeitsentwicklung. Denn nur mit weltlichen Psychotherapeuten geht’s halt nur halb so schnell im Leben; es fehlt ganz einfach oft das Vertrauen. (...) Erleuchte mich in meinen Entscheidungen. Danke der Pfarre Mariatrost für die Möglichkeit sich auch schriftlich mitteilen zu können. Ingrid S.*

Anknüpfend an diese Eintragung vom 23. 2. 2000 in das Mariatroster Anliegenbuch konzentriert sich mein Blick im folgenden auf die Frage, worin die Attraktivität des Anliegenbuches für die Schreibenden besteht. Welche Aspekte erscheinen wesentlich, um Beruhigung, psychische Entlastung oder Trost zu erfahren, und wie kann daraus, wenn manchmal auch nur für einen Moment lang, so etwas wie Sicherheit und Sinnhaftigkeit gewonnen werden? Das einleitend zitierte Beispiel verweist zugleich auf eine Tendenz, die sich im „Gebrauch“ der Anliegenbücher abzeichnet: Der Religion kommt es zu, für jene Kontingenzerfahrungen, die in persönlichen Krisen- oder sozialen Grenzerfahrungen aufbrechen, Kategorien zur Verfügung zu stellen, die ihre verunsichernde Wirkung kompensieren sollen. Leistungen des Religionssystems werden also verstärkt bei individuellen Problemlagen, in denen die gesellschaftlichen Mechanismen der Kontingenzabsorption nicht oder nicht ausreichend greifen, abgerufen (vgl. HÖHN 1996: 42f.): „Religion fungiert nur noch als

Reparaturbetrieb der Gesellschaft, die jene psychischen und sozialen Schäden ausbessern soll, für die sonst niemand aufkommen will“ (HÖHN 1996: 36).

Betont sei weiters die Dimension des „Mütterlichen“ im Hinblick auf Maria, die in den Mariatroster Anliegenbüchern mit großem Abstand vor Gott als wichtigste Adressatin der Anliegen fungiert<sup>1</sup>. Die Sehnsucht nach mütterlichem Beistand, der nicht zuletzt die Möglichkeit birgt, schwach sein zu dürfen, wird mitunter deutlich formuliert: *13. 6. 1999 Salve Regina! Du Inbegriff einer Mutter! Wir finden in Dir, was uns leben und lieben und was uns vertrauen läßt! Wir haben es gerne, wenn Du uns tröstest! Bei Dir darf man weinen wie ein kleines Kind! Mit Dir kann man reden! Du schaust uns ja an mit so gütigen Augen! Du verstehst es am besten, mit Jesus zu sprechen. Gebetsgemeinschaft Krumegg.*

Daß in den gesellschaftlichen Aufreibungsprozessen so viele *Mutter-Institutionen* gesucht und beansprucht werden, kennzeichnet gegenwärtige Befindlichkeiten und Sehnsüchte (vgl. JÖRNS 1994: 27). Wie wichtig den Besucherinnen das Vorhandensein eines Anliegenbuches ist, zeigen Eintragungen auf dicht beschriebenen Umschlaginnenseiten, die das Auflegen eines neuen Buches fordern – die Beispiele stammen aus Mariazell: *17. 5. 1965 Bitte ein neues Buch auflegen: dieses ist total voll! – 23. 4. 1995 Ein neues Buch muß her! – Lieber Gott! In diesem Buch ist leider kein Platz! Wir waren trotzdem hier!* Eine quantitative Auswertung der Mariatroster Anliegenbücher aus dem Jahr 1994 ergab, daß 36,8% Prozent der Eintragungen nur aus Unterschriften bestehen, manchmal ergänzt durch die Bemerkung: *war hier!* Das ist der prozentuell höchste Anteil, gefolgt von „Dank/Bitte allgemein“ mit 24,8%. Es geht also sehr häufig schlicht darum, sich oder einen wichtigen Moment im Leben zu „verewigen“. Sollte gerade kein Buch vorhanden sein, werden Eintragungen auch „nachgeholt“: *In nachträglicher Nachschrift schreiben wir hier unsere Verlobung vom 26. 4. 86 nieder. (...) Erwin u. Astrid.* Die schriftliche Fixierung verleiht einer Bitte um Hilfe eine gewisse Dauer. Auch die Vorstellung, dem Anliegen in schriftlicher Form mehr Nachdruck und Intensität zu verleihen, spielt eine Rolle. In einem Brief aus dem Jahr 1989, gefunden auf der Rückseite eines Motivbildes in Mariazell, schreibt eine Frau: *Ich nehme an, daß Du über all meine Probleme Bescheid weißt, weil ich ja sehr oft mit Dir spreche. Aber ich will Dir schriftlich meine Probleme anvertrauen, und das Papier ganz nahe zu Dir bringen. Ich habe es das letzte Mal von anderen Leuten gesehen, deshalb möchte ich es dieses Mal auch so machen. (...)* Die mündliche Aussprache mit Maria erscheint angesichts eines hohen Leidensdruckes nicht mehr ausreichend (vgl. PONISCH 1996: 267).

Das Niederschreiben eines Anliegen kann als Handlung gesehen werden, die in bezug auf die jeweilige Angelegenheit bereits Schritte in Richtung einer möglichen Lösung versucht. Dieser Schritt kann einfach darin bestehen, daß um Hilfe von „außen“ gebeten wird und sozusagen auf „innerweltlicher“ Ebene durch eine nicht zu unterschätzende therapeutische Wirkung des Schreibens. Starke Emotionen wie

<sup>1</sup> Bezogen auf die Gesamtzahl der Texte während des Untersuchungszeitraumes wenden sich 36,1% der Eintragungen an die *liebe Muttergottes*, womit auch die häufigste Anredeform genannt ist, 7% richten sich an den *lieben Gott*. (PONISCH 2001: 91).

Schmerz, Trauer, Verzweiflung oder auch Freude und Glück werden *geäußert* und damit leichter *faßbar*. Was benennbar wurde, verliert schließlich an Übermacht – ein markantes Beispiel dafür kennen wir aus dem Märchen vom „Rumpelstilzchen“. Walter Heim schreibt in Zusammenhang mit den Ingenbohrer Grabbriefen über die therapeutische Dimension des schriftlichen Gebetes:

Psychologisch gesehen ist also das schriftlich objektiviertes Gebet dem rein geistigen oder mündlichen Beten überlegen, namentlich dann, wenn man es nicht für sich behalten muß, sondern es auf irgend eine wirksame Weise einem himmlischen Gesprächspartner übergeben kann. Die Extraversion des Gebetes findet dann – in der Vorstellungswelt des Beters – wirklich einen Zielpunkt, ein sich ihm öffnendes Du. Wenn also eine Mauerinschrift bei einem Gnadenbild angebracht oder ein Brief auf dem Grab eines Heiligen niedergelegt wird, so kann diese Handlungsweise das Empfinden hervorrufen, das Geschriebene werde nun wirklich von einem aufnahmebereiten Du gelesen und verstanden (HEIM 1961: 87).

Im Augenblick des Schreibens wird Einsamkeit durchbrochen, selbst wenn dies nicht aus einer im engeren Sinne religiösen Einstellung heraus geschieht und der oder die „fiktive andere“ mit den tradierten Vorstellungen nicht übereinstimmen. Jemanden um Hilfe anrufen zu können verweist darauf, daß es – zumindest in der Vorstellung – jemanden gibt, der helfen kann. Wer um Hilfe anruft, zeigt, daß die eigenen Möglichkeiten erschöpft sind und daß er/sie deshalb nun über die eigenen Grenzen in ein „Außerhalb“ hinausgeht. Es bedeutet die Möglichkeit, sich „in Beziehung zu setzen“, und es bedeutet, daß Hoffnung, wie gering auch immer, noch vorhanden ist. Das allein kann allerdings manchmal schon sehr viel sein. Die – oft verzweifelte – Suche nach dem Sinn des Lebens ist etwas, das Menschen an den Rand ihrer Existenz führen kann. Sie hat mit dem Verlust oder der Deformation von Lebensbeziehungen zu tun, mit Krankheit und mit der Suche danach, wie das verlorene wiedergefunden oder das Deformierte wiederhergestellt werden kann. Wenn Gott oder Maria für Menschen eine Rolle spielen, dann meist im Blick auf die Beziehungen zu den im Leben wichtigen Menschen: 6. 9. 1997 *Liebe Gottesmutter! Steh mir bei! Ich möchte einen geliebten Menschen nicht verlieren, aber wie es scheint, bin ich auf dem besten Weg dorthin. Bitte hilf mir in meiner Situation!* – 7. 4. 2000 *Bitte laß den N. ewig bei mir bleiben, und ich bitte laß wenigstens einen Tag so wunderschön sein, wie ich ihn mir erträume: 1 Tag lang (wenigstens einen!) am Thalersee (oder Schloßberg) BITTE.* Gott und Maria sind auch Partner, die gesucht werden, wenn Menschen gegen Menschen Hilfe suchen: *Liebe Himmelmutter bitte hilf mir. Ich bin so arm neben meine Leute, bitte, bitte!* – 15. 6. 2000 *Liebe Mutter Gottes bitte den Herrn, dass er Einhalt gebietet, damit uns der Nachbar nicht mehr quält! Martha K.* Auch Eintragungen von Kindern finden wir in diesem Zusammenhang: 2. 1. 1998 *Markus H. Mein Wunsch ist: das Papa Mama nicht mehr schlägt.*

Die große Zahl der Anliegen, die auf unterschiedlichste Weise nahe persönliche Beziehungen bzw. die Sehnsucht nach Nähe und eine als schmerzlich erlebte Ein-

samkeit ansprechen, spiegelt die Zerbrechlichkeit von Menschen und ihren Beziehungsgefügen:

4. 7. 1999 *Lieber Gott – ich habe Dich schon tausende Male gebeten, mir einen Partner zu überbringen – bis heute habe ich nur Enttäuschungen erlebt – ich habe Geduld und gebe deshalb nicht so schnell auf. Mein Leben ist einsam und darum bitte ich Dich nochmals mich zu erhören und mir zu helfen. I. K. Graz.* Auch der zahlenmäßig hohe Anteil von Eintragungen zum Thema Krankheit verweist im Grunde in den Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen, da meist für Menschen gebeten wird, die den Eintragenden nahe stehen: 6. 9. 2000 *Heilige Mutter Gottes ich danke Dir für die Gesundheit meines Mannes, es schien aussichtslos, ist wieder gesund geworden durch die Fürbitte zu Dir. Danke! R. Gerda.*

Wie relevant die Themen Beziehung bzw. Einsamkeit sind, bestätigt sich ebenso in den Statistiken der Telefonseelsorge, bzw. auf indirekte Art im Beitrag von Helmut Eberhart, der zeigt, wie vergleichsweise gering der Anteil von Eintragungen ist, die sich Themen von allgemeinerer Reichweite oder aktuellen Ereignissen in der Welt widmen (vgl. EBERHART 2002).

Wie erwähnt, besteht der zweitgrößte Teil der Eintragungen aus allgemein formulierten Bitten oder Danksagungen. Die Texte erinnern oft an die formelhaften Inschriften, wie sie von traditionellen schriftlichen Devotionsformen her bekannt sind. Die „allgemein“ gehaltene Formulierung sollte nicht mißverstanden werden als Gradmesser für die Dringlichkeit einer Bitte oder die Innigkeit eines Dankes. Die sprachliche Genauigkeit spielt in der Kommunikation mit Maria oder Gott keine entscheidende Rolle, und wir können davon ausgehen, daß auch die in ihren Formulierungen sehr kurz gefaßten Anliegentexte die vielfarbige Palette menschlicher Emotionen enthalten. Manchmal ist es wahrscheinlich gerade die Intensität eines Gefühls, die ausführlicheres Formulieren nicht zuläßt und in einem *Bitte* mit acht Rufzeichen seinen konzentrierten Ausdruck findet oder in einem *Warum?* quer über eine ganze Seite geschrieben.

Gerade dann, wenn man „keine Worte mehr findet“, können Formeln helfen, „Unsagbares“ dennoch auszudrücken. Der innere Gehalt ist an der Formel selbst freilich nicht ablesbar. Wendungen wie: *Danke! Bitte hilf weiterhin!* Oder: *Heilige Maria bitt' für uns!* können subjektiv sehr verschieden aufgeladen werden: sie können „nur“ Formel sein, sie können aber auch Ausdruck sehr intensiven Gefühls sein, ohne daß sich ihre äußere Form ändert. „Die Formel steht also zwischen der ausführenden Rede und dem bloßen Zeichen; sie ist nicht die letzte Abbrüviatur, aber sie signalisiert etwas in der Rede, ist verdichtete Rede“ (BAUSINGER 1980: 66). In ihrer zurückhaltenden und knappen Weise geben diese Eintragungen zwar keinen Einblick in konkrete Sorgen, Wünsche und Anliegen der Schreibenden, aber sie verfügen in der spezifischen asymmetrischen Kommunikationssituation über eine funktionale Qualität, die ausführlich und konkret formulierten Anliegen um nichts nachsteht, da die Empfänger ohnedies Bescheid wissen: – *du weißt schon!* oder: *Bitte hilf, dass das, was wir besprochen haben, sich erfüllt!*

Ein weiterer Aspekt dieser Art von Eintragungen ist eine bewußte Reduktion des Inhaltes, wenn man verhindern möchte, daß andere Mitlesende allzu persönliche

Einzelheiten erfahren. Mitleserschaft ist ein nicht unwesentliches Moment des Anliegenbuches – daher kann es auch als „Trostbuch“ dienen, wenn man beim Durchblättern und Lesen feststellt, daß es anderen, wenn nicht noch schlechter, so wenigstens gleich schlecht geht. Dadurch relativiert sich der eigene Schmerz zumindest teilweise, und vor allem bleibt man nicht mehr so allein damit. „Zu sehen, welche Übel einem selbst erspart bleiben, ist wahrlich angenehm“ (Lukrez). Trost wird durch Vergleich gewonnen. Das Unglück der anderen hilft, das eigene zu ertragen und läßt erkennen, daß es immer irgendwo noch schlimmer ist (vgl. BRUCKNER 2001: 129). Zuweilen spendet man sich auch untereinander Trost: *Es ist alles so schrecklich! Darunter: – Kopf hoch, du Zeile über mir!*

Der Grad der Öffentlichkeit und der religiöse Kontext bestimmen den Grad der geäußerten Vertraulichkeit und Intimität in der Kommunikation mit Maria oder Gott. Diese Art der Kommunikation ist vergleichbar der Verständigung in engen Freundschaftsbeziehungen, die zuweilen ebenso beinahe wortlos funktioniert, da man „weiß“, was die/der andere denkt. Sich wortlos zu verstehen, bedeutet, zu verstehen, worüber geschwiegen wird. Die Vorstellung, daß Maria weiß, worüber geschwiegen wird, ist eine wichtige Komponente und z.T. auch Voraussetzung für das Anliegenschreiben, da sie für viele Eintragende, die sprachlich und insbesondere im schriftlichen Ausdruck nicht sehr gewandt sind, entlastend wirkt, weil sie in keinem Fall fürchten müssen, nicht verstanden zu werden.

Indem ein Mensch seine Sorgen Gott oder Maria anvertraut, kann es ihm möglich werden, Geborgenheit zu erfahren. Zudem unterliegt die Möglichkeit, sich im Gebet oder durch eine Eintragung im Anliegenbuch auszusprechen, kaum zeitlichen Einschränkungen, abgesehen von den Öffnungszeiten der Kirche, da Gott oder Maria immer Zeit haben – eine Qualität, die nicht zuletzt auch in nachstehender Eintragung Wertschätzung findet: *24. 7. 94 Lieber Gott, Danke, daß es Dich gibt, weil immer wenn ich niemanden habe mit dem ich sprechen kann bist Du da! In einer Kirche fühle ich mich geborgen. (...) Ich hab Dich lieb Bussi G.*

Aus einer derart vertrauensvollen Haltung heraus kann auch die Entscheidung über den weiteren Verlauf des „Schicksals“ in die Hände der höheren, als allwissend, weise und gütig gedachten Instanz gelegt werden, sodaß dem Ergebnis in jedem Fall ein Sinn beigemessen werden kann – sogar wenn der Ausgang der Geschichte der ursprünglichen Erwartung widerspricht oder eine Lösung im Sinne einer Veränderung der realen Umstände weiterhin ausbleibt. Die diesbezüglich imaginierte „Arbeitsteilung“ zwischen Gott und den Hilfesuchenden unterliegt unterschiedlichen Auffassungen. Sie reichen von: „Gott, mach was!“ über: „Ich bemühe mich ja, aber allein kann ich nicht“ bis: „Wie soll ich das und jenes denn nun verstehen?“ Also von der Idee, der durch Gott veränderbaren Wirklichkeit unter mehr oder weniger aktivem eigenem Mitwirken bis zur bloßen Umdeutung der bestehenden Tatsachen in eine sinnvolle Richtung. Kontigenzbewältigung wird zur zentralen Sinnfigur religiöser Praxis, die dem Menschen die Erfahrung sinnwidriger Zufälle und Unfälle sinnvoll zu verarbeiten hilft. In diesem Zusammenhang hat Peter Assions Feststellung für die zeitgenössische Mirakelliteratur auch für die Anliegenbücher Geltung: „Das ‘Wunder’ scheint heute weniger dazu da, die Wirk-

lichkeit zu korrigieren, als ihr vielmehr einen Sinn zu verleihen“ (ASSION 1973: 59). Demnach kann Sinn schließlich auch darin erfahren werden, das auferlegte „Kreuz zu tragen“:

*10. 7. 1985 Heilige Maria, Mutter Gottes, ich trage was mir auferlegt wurde, hilf Du mir es besser und würdiger zu tragen. Bitte für mich, die ich in tiefen Schmerzen lebe. – 16. 1. 2000 Heilige Maria Mutter Gottes! Bitte hilf mir den Tod meines geliebten Sohnes besser zu verkraften u. daß ich an Leib und Seele gesund bleibe, damit ich sein Grab besser betreuen kann u. für ihn immer gut beten kann. Beschütze mich auch weiterhin auf allen meinen Wegen sowie auch meine 2 Töchter. Auf Wiedersehen liebe Mutter Gottes. F. Rosa.*

In diesem Zusammenhang wird tendenziell eine unterschiedliche Haltung zwischen der älteren und jüngeren Generation sichtbar. In den Eintragungen älterer Menschen spiegelt sich eher die Einstellung, der Mensch müsse wie Jesus bereit sein, den Plan Gottes anzunehmen und zusammen mit Gott zu verwirklichen. Die Daseinsmetapher „Kreuztragen“ bedeutet eine Spiritualisierung des Leidens und prägte eine ganz spezifische christliche Identität (WIEBEL-FANDERL 1993: 248) aus, die die jüngere Generation nicht mehr im selben Maße bereit ist anzunehmen. Sie äußert vielmehr einen Protest gegen das Leid. Es geht nicht mehr darum, Leid geduldig und in Würde zu akzeptieren, sondern es so schnell wie möglich zu beenden oder besser noch überhaupt zu vermeiden:

Der Mensch von heute leidet darunter, daß er nicht mehr leiden will, genau wie man krank darüber werden kann, ständig der perfekten Gesundheit nachzujagen. Unsere Zeit erzählt im übrigen eine seltsame Geschichte: die einer ganzen Gesellschaft, die sich dem Hedonismus verschrieben hat und für die alles zur Last und zur Qual wird. Das Unglück ist nicht allein Unglück: es bedeutet, schlimmer noch, das Scheitern des Glücks (BRUCKNER 2001: 12).

Dies mag als Ausdruck jener paradoxen Entwicklung erscheinen, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewissermaßen zu einer Ideologie der „Verpflichtung“ zum Glück zuspitzt. Ein Dogma, das dazu anhält, alles unter dem Aspekt entweder des Vergnügens oder der Unannehmlichkeit zu sehen. Pascal Bruckner versteht darunter „die Tatsache, daß eine allgemeine Euphorie dekretiert wird und diejenigen, die das Glück nicht abonniert haben, in die Scham und ins Unglück verstoßen werden. Ein doppeltes Postulat: Man soll einerseits das Beste aus seinem Leben machen und sich andererseits grämen und bestrafen, wenn man das nicht schafft“ (BRUCKNER 2001: 13). Eine verhängnisvolle Gleichsetzung von Glück und Lebenssinn bzw. von Sinn des Lebens und leidensfreiem Funktionieren, konstatiert auch Klaus-Peter Jörns:

Der Eudämonismus, die Glücksbessenheit, ist eine wirkliche Gefahr für uns, wie jede andere Besessenheit auch. (...) Der Positivismus der Gegenwart hat den Sinn des Lebens ans Funktionieren gebunden, also eigentlich

technisiert. So ist aus dem Sinn des Lebens längst der Zweck des Lebens geworden. An der fortschreitenden Verwechslung von Sinn und Zweck, an der fortschreitenden Verzweckung des Lebens, merken wir, daß es gar nicht mehr um uns geht, sondern um Zweckdienlichkeit unseres Verhaltens. Wo es um Zwecke und Systeme geht und nicht mehr um uns, kann nur noch Abwesenheit von Sinn erfahren werden. Und alles Dysfunktionale wie Leiden, Krankheit, Abschied und Tod wird zu einer bedrohlichen Erscheinung der Sinnlosigkeit des Lebens überhaupt (JÖRNS 1994: 29).

Kirche bietet nun einen geschützten Raum, in dem Schmerz und „Versagen“ nicht schamhaft versteckt werden müssen, sondern im Gegenteil als Teil des Menschseins bestehen – *dürfen*, ist man bereits versucht zu sagen. Konkret bezogen auf das Anliengensreiben kommt noch hinzu, daß Schrift interaktionsfreie Kommunikation ermöglicht und gleichsam als rettendes Prinzip Bindung und Kommunikation auch unter den Bedingungen der Vereinsamung und des Zerfalls der Bindungen ermöglicht (vgl. ASSMANN 2000: 14).

Das Eintragen eines Anliegens kann als Handeln begriffen werden, das „Wirklichkeit“ erschafft, das die Präsenz einer helfenden Instanz als Ansprechpartner generiert und dieses „Du“ als Gegenüber zugleich im gegebenen Kontext bestätigt findet. Ein „Du“ in Gestalt von Maria, Gott, Jesus oder eines/einer Heiligen, das helfen kann und dies aufgrund seiner charakterlichen Disposition auch tut, vorausgesetzt, das Verlangte ist in Einklang zu bringen mit der „Gottesordnung“. Um Hilfe zu erfahren, gilt es, dementsprechend „legitime“ Wünsche zu formulieren oder in der Rolle des „verlorenen Schafes“ bzw. unmündigen Kindes auf Nachsicht, Milde und Großmut der heiligen Gestalt zu setzen. Dabei besteht die Gefahr, daß Religion weitgehend als „Haben-Religion“ verstanden wird, die vorwiegend dem Eigennutz dient (FUNK 1977: 66). Die Lebens- und Religionspraxis ist, wie Paul Zulehner bereits aufgrund seiner Umfrageergebnisse feststellen konnte, weniger durch das in der Kirche überlieferte Evangelium geformt, sondern vielmehr durch die Suche nach religiöser Beheimatung in einer bergenden Welt Gottes. Aus der „Verknüpfung von Religion und dem Wunsch nach Beheimatung“ kann „unbemerkt ein religiöser Sicherungs-, ja Versicherungsvorgang werden“ (ZULEHNER 1982: 59). „Im Gebet versichert sich der Mensch, daß es eine Macht gibt, die das Unheil in Heil verkehren kann. Die Hoffnung auf Gott vermag Situationen tragbar zu machen“ (WIEBELFANDERL 1993: 256). Nun beschränkt sich das Bestreben, durch ein möglichst adäquates Verhalten und legitimes Begehren die Chance auf Hilfe und Beistand zu erhöhen, keineswegs allein auf die inhaltliche Ebene, sondern findet auch in den formalen Strategien der sprachlichen Äußerungen seinen Ausdruck, worauf ich hier jedoch nur verweisen kann, ohne weiter darauf einzugehen (vgl. PONISCH 2001: 178-200).

Die im Vergleich zu historisch älteren Devotionsformen relative Offenheit und Unmittelbarkeit des Anliengenschreibens ermöglicht neben der inhaltlichen und formalen auch eine funktionale Heterogenität. Entsprechend fließen Elemente aus dem „profanen“ Bereich ein wie beispielsweise ihre Verwendung als Forum öffentli-

cher Selbstthematierung, als öffentliches Tagebuch oder auch als Ersatz für fehlende Gesprächspartner. Hier mag bisweilen weniger der religiöse Bezugspunkt im Vordergrund stehen als vielmehr die diesen Äußerungsformen innewohnende psychische Entlastungsfunktion, wobei das eine das andere jedoch keineswegs auszuschließen braucht. Neben einmaligen oder in größeren Zeitabständen von derselben Person verfaßten Eintragungen in Briefform finden sich immer wieder recht umfangreiche Texte, die über Monate oder sogar über Jahre hinweg in kurzen Zeitabständen, von der gleichen Person geschrieben sind – die Zahl der „Dauergäste“ scheint während der letzten drei Jahre noch angestiegen zu sein. Diese Eintragungen weisen durchaus tagebuchähnlichen Charakter auf.

Im Unterschied zum privaten Tagebuch, das gewöhnlich keine Leser hat, oder nur ausgewählte Dritte, die man ins Vertrauen ziehen möchte, ist die Mitleserschaft im Anliegenbuch nicht kalkulierbar und anonym. Hier spielt demnach der Öffentlichkeitsgrad, in dem sich das Schreiben vollzieht, eine Rolle, gleichzeitig aber auch das Wissen um dessen Begrenztheit. Überdies schafft die symbolische räumliche Abgrenzung innerhalb des Kirchenraumes einen stilisierten Raum der Privatheit, der vertrauliche Formen der Mitteilung zuläßt, in dem Geheimnisse offenbart und gleichzeitig geheimgehalten werden können, wodurch sich eine besondere Kommunikationschance eröffnet. Wir befinden uns damit auch in der Nähe von institutionalisierten Formen der Selbstthematierung wie der Beichte, der Psychotherapie oder medizinischen Anamnese. Alois Hahn verwendet zur Charakterisierung des in diesem Zusammenhang wirkenden Mechanismus die Metapher des paradoxen Generators: Kommunikationsverbote nach außen hin erlauben sonst nicht mögliche oder doch unwahrscheinliche Kommunikation. Das Briefgeheimnis ließe sich in den gleichen funktionalen Zusammenhang einordnen: Auch hier wird durch die Unterstellbarkeit der Bewahrung eines Geheimnisses Kommunikation möglich, die sonst unterbliebe (HAHN 1997: 1106). Im Hinblick auf die Frage, wie sich „die konträren Interessen von Selbstkontrolle (...) miteinander versöhnen“ (HAHN 1997: 1106) lassen, wird man bei genauerem Hinsehen bald gewahr, „daß die beiden einander scheinbar widersprechenden Techniken des Aufbaus von Selbstkontrolle und Affektdisziplin: Verhüllung und Enthüllung, auf intime Weise miteinander verbunden sind“ (HAHN 1997: 1106). Selbstkontrolle setzt Selbsterkenntnis voraus. Insofern erlaubt oder begleitet das Wechselspiel von Selbstoffenbarung und Verhüllung, für das das Anliegenbuch als Schauplatz genützt werden kann, einen Prozeß der Identitätsfindung und verbunden damit einen Prozeß der Krisenlösung. Nach Abschluß einer Krisenphase kann dieser Schauplatz wieder verlassen werden. Entsprechend enden auch die erwähnten „Fortsetzungsgeschichten“ in den Anliegenbüchern, nachdem eine kritische Lebensphase ihren Ausgang fand.

Je mehr sich die Identität des spätmodernen Subjekts fragmentiert, desto dringender wird das Bedürfnis, die eigene Biographie durch ritualisierte Bekenntnisse permanent neu zu definieren. Dieses Bedürfnis äußert sich nicht zuletzt im gegenwärtigen Boom verschiedenartigster TV-Talk-Shows oder Telefonkontaktsendungen im Radio als Foren öffentlicher Selbstenthüllung und ritualisierter Selbstbekenntnisse, für die es nahezu keine Tabuzonen mehr zu geben scheint. Peter Huemer



schreibt in der „Presse“: „Wer seiner Umwelt mit einer aus Ohnmacht gespeisten Interesselosigkeit begegnet, der nimmt sich selber doppelt ernst. Das fördert das selbstbezogene Gerede in den Medien und zugleich dessen Wirkungslosigkeit. Denn man kann über alles reden, wenn es um nichts geht“ (HUEMER 1996: II).

In den Briefen an Maria oder Gott machen die Schreibenden das Anliegenbuch zu ihrem privaten, aber öffentlich ausliegenden Tagebuch. Meist sind es junge Menschen, die ihre Beziehungsprobleme, ihren Liebeskummer und ihre Suche nach ihrem Platz in der Welt auf diese Art thematisieren.

Als abschließendes Beispiel möchte ich die Geschichte von T. (Φ) und S. (X) anführen: Vom 19. April 1988 bis 24. Juni 1989 kommen eine Studentin und ein Student beinahe täglich in die Kirche von Mariatrost und schreiben ins Anliegenbuch. Sie kommen selten miteinander, manchmal treffen sie einander zufällig in der Kirche. Ihre Briefe an den „Herrn“ sind zugleich ein Ort indirekter Begegnung, der für sie einen Weg darstellt, über ihre Gefühle füreinander, ihre Liebe oder vielmehr ihren Versuch einer Liebe, ihre Enttäuschungen und Verzweiflungen zu „reden“. Da jeder die Eintragungen des anderen liest, funktioniert diese Form indirekter Kommunikation verlässlich. Oft finden sich zwischen den Zeilen ihrer Briefe Kommentare, Fragen und Erklärungen, die an den jeweils anderen gerichtet sind (hier fett gedruckt), oft auch ein direktes P. S.

*19. 4. 1988 Herr, ich danke Dir für die schönen Momente, die ich durch sie erleben darf. Ich weiß, ich bin momentan fern von Dir, doch gib mir die Kraft, wieder zu ihr zu finden. Bitte laß von ihrem Lebensgeist ein wenig in mich dringen, um meine Verzweiflung und innere Leere weg zu wischen. Ich habe eine Kerze für uns beide angezündet. Gib uns die Kraft und den Mut, das Licht gemeinsam zu empfinden und in Deinem Namen eins zu werden. Hilf mir bitte, sie so zu lieben, wie Du es forderst – selbstlos, nur für den anderen da zu sein – und laß mich nicht neuerlich zu einer Enttäuschung werden. Ich brauch' sie so! Danke Dir. T.*

*2. 5. 1988 Ich bin total traurig, nicht wie manche denken, total sauer. Ich zeige es dann halt so. + von wegen nichts sagen. Sage ich etwas, dann ist er erst recht fertig. Wahrscheinlich verlangt er echt zu viel. Kann mir auch vorstellen, daß es ihn hart trifft, sieht man ja auch, aber – bin ich eine Schlange, die aus ihrer Haut heraus kann?? Du weißt genau, wie' s in mir aussieht und verurteilst mich trotzdem nicht. Weißt Du, irgendwie ganz gut so. Obwohl ich Dir immer so viel schreibe + mit Dir spreche, ist mein TB trotzdem immer voll, d.h. 1 Seite pro Tag geht sich locker aus. Weiß ich, was ich will? Wahrscheinlich nicht. Ich glaube, ihm reicht's. (dem Blick nach zu urteilen) Kann's ihm leider nicht verdenken. Wenn ich alles immer richtig machen würde, wäre ich superwoman, oder etwa nicht? Ich würde gerne wissen, was mein Schicksal ist. Ja, ich weiß, das ist Utopie... (...) (S)*

*10. 5. 1988 Hallo. Weißt Du, das Leben ist schön. Warum? Du weißt es auch. Ich glaube, hätte ich nicht diese Zufluchtmöglichkeit zu Dir, ich könnte nicht sein. Danke Dir dafür. Könntest Du nicht manche Menschen von vielen Dingen abhalten, die sie tun wollen? (S) Wie ist das zu verstehen? (T) -allgemein. (S) Vielleicht schon, aber Du möchtest, daß sie daraus lernen, stimmt's? Gott, heute bin ich glücklich. Es kommt*

*nicht oft vor, in letzter Zeit schon gar nicht, aber heute ist so ein Tag und überhaupt. Weißt Du, ich bin froh, daß ich Dir alles so sagen kann Danke! (S)*

*16. 5. 1988 Gott, ich weiß nicht, was ich Dir sagen soll, Du weißt ja eh alles. Da ist es so kalt. Glaubst Du, daß das alles hier hineingeschrieben gehört? Ich glaube nicht alles: (S) Danke, sehr fein! (T) Gott, ich bin so müde, mir geht's nicht besonders gut. Aber so komme ich morgen wieder, allerdings um 8h . Es ist ein ganz anderes Gefühl, den Gottesdienst bewußt zu erleben. Ich kann nicht mehr schreiben. Tschüß. Antworte auf alle Fragen persönlich (S). Da bin ich aber gespannt! (T)*

Mit einer Unterbrechung vom September 1988 bis zum März 1989 (das Anliegenbuch aus dieser Zeit ist nicht mehr vorhanden) begleiten wir T. und S. bis zum Juni 1989. Nach einigen Trennungsversuchen kam es schließlich zum endgültigen Bruch. Beide haben in der Zwischenzeit allerdings eine neue Liebesbeziehung gefunden. Die letzte Eintragung von T. lautet:

*24. 6. 89 Herr, ich werde von nun an nicht mehr herkommen. Ich werde Dich in einer anderen Kirche wiederfinden. Ich habe Fotos, Briefe der Vergangenheit weggeworfen. Die Vergangenheit ist tot, es lebe die Zukunft. Danke für alles. T.*

Die regelmäßigen Besuche in der Kirche in Verbindung mit dem Schreiben ins Anliegenbuch wurden gleichsam zu einem Ritual für die beiden, das ihre Beziehung begleitete. Die Barrieren einer direkten Verständigung konnten in Gestalt der Briefe an Gott aufgehoben werden, indem die Mitteilungen zugleich immer auch an den jeweils anderen gerichtet waren. Nachdem die Beziehung zwischen T. und S. ein Ende gefunden hatte und zugleich eine lange Phase starker emotionaler Krisen, löst T. sich vom diesem Ort, der durch das Ritual des gemeinsamen Schreibens schließlich auch ein symbolischer Ort ihrer Beziehung geworden war. Nach Überwindung der Krise, bedarf es der begleitenden und heilsamen Rituale in dieser spezifischen Weise nicht mehr.

Das Eintragen eines Anliegens in ein dafür vorgesehenes Buch an einem dafür bestimmten Ort kann in manchen Fällen als Ritual verstanden werden – also als Möglichkeit zu angeleitetem Handeln, wo angesichts einer Ohnmachtssituation eigenes Handeln blockiert ist (vgl. EBERHART-PONISCH 2000: 17). Unterstützt wird dieser Aspekt in unserem Zusammenhang zudem auf den möglichen Rückgriff auf sprachliche Formeln, die einen Weg aus der Sprachlosigkeit anbieten und Schweigen im direkten Wortsinn überbrücken helfen. „Riten bieten (...) nicht notwendig Immunität gegen Furcht, Angst, Schmerz und Verzweiflung, aber sie überbrücken die sonst handlungslos bleibenden Situationen. Sie sind eine Reaktion auf den Horror vacui des Handelnden“ (HAHN 1977: 67).

Dennoch – die gewählte Perspektive sollte hier keinesfalls zu Beruhigung und falscher Gewichtung versuchter und vielleicht temporär erlangter Sicherheit verleiten. In fragilster Gestalt nur will sie sich einfinden inmitten von Untröstlichem und „Unerhörtem“ in doppeltem Wortsinn.

## LITERATUR

- ASSION, Peter  
1973: Ein Kult entsteht. Untersuchungen zur Verehrung der Ulrika Nisch von Hegne am Bodensee, in: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973, S. 43–63.
- ASSMANN, Aleida und Jan  
2000: Schrift, Gott und Einsamkeit. Einführende Bemerkungen, in: Dies.: (Hg.): Einsamkeit. Archäologie der literarischen Kommunikation VI, München, S. 13–26.
- BAUSINGER, Hermann  
1980: Formen der „Volkspoesie“, Berlin.
- BRUCKNER, Pascal  
2001: Verdammst zum Glück. Der Fluch der Moderne, Berlin.
- EBERHART, Helmut  
2002: Von Lassing bis Kosovo. Aktuelle Ereignisse in Anliegenbüchern, Acta Ethnographica Hungarica 47. 289–299.
- EBERHART, Helmut und PONISCH, Gabriele  
2000: Hallo lieber Gott! Aspekte zu schriftlichen Devotionsformen in der Gegenwart. In: Klára KUTI und Béla RÁSKY (Hg.): Konvergenzen und Divergenzen. Gegenwärtige volkskundliche Forschungsansätze in Österreich und Ungarn, Budapest, 11–27.
- FUNK, Rainer  
1977: Frömmigkeit zwischen Haben und Sein, Zürich.
- HAHN, Alois  
1977: Kultische und säkulare Riten und Zeremonien in soziologischer Sicht. In: Anthropologie des Kultes. Die Bedeutung des Kults für das Überleben des Menschen, Freiburg i. Br.  
1997: Geheimnis. In: Christoph WULF (Hg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Weinheim–Basel, 1105–1118.
- HEIM, Walter  
1961: Briefe zum Himmel. Die Grabbriefe der Mutter M. Theresia Scherer in Ingenbohl. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart (=Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 40), Basel.
- HÖHN, Hans-Joachim  
1996: GegenMythen. Religionsproduktive Tendenzen der Gegenwart, Freiburg (=Quaestiones disputatae 154), Basel, Wien, 3. Aufl.
- HUEMER, Peter  
1996: Die Zerstörung des Privaten. In: „Die Presse“, 16./17.3 1996, Spectrum, I–II.
- JÖRNS, Klaus-Peter  
1995: Telefonseelsorge – Nachtgesicht der Kirche. Ein Kapitel Seelsorge in der Telekultur, 2. Aufl., Neukirchen-Vluyn.
- PONISCH, Gabriele  
1996: „Bitte um weiteres Glück!“ Anliegenbücher als Möglichkeit zeitgenössischer Devotion. In: Helmut EBERHART u. Heidelinde FELL (Hg.): Schatz und Schicksal. Steirische Landesausstellung 1996, 261–272.  
2001: „Danke! Thank you! Merci!“ Die Pilgerbücher der Wallfahrtskirche Mariatrost bei Graz (=Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie 9), Frankfurt a. Main, Berlin, Bern, Wien u. a.
- WIEBEL-FANDERL, Oliva  
1993: Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubenstraditionen, Wien, Köln, Weimar.
- ZULEHNER, Paul M.  
1982: „Leutereigion“. Eine neue Gestalt des Christentums auf dem Weg durch die 80er Jahre? Wien.